

Unser kleines Höfli

Autor(en): **Christen-Aeschbach, Charlotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **45 (1987)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-659715>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unser kleines Höfli

Jedesmal wenn ich in meine alte Heimatstadt zurückkehre, und sei es auch nur für einen halben Tag, bummle ich besonders gern durch die Altstadt, bleibe hier vor einem besonders schönen alten Haus stehen, betrachte dort eine Verzierung der Fassade, und plötzlich tauchen längst vergessene Geschichten wieder auf, und die Erinnerung wird lebendig. So erging es mir auch unlängst, als ich sinnend vor unserem einstigen Haus am Klosterplatz 7 stand und statt unseres kleinen Höflis nur noch eine zubetonierte Fläche vorfand. Wie schade, dachte ich unwillkürlich, und wie un schön und sinnentleert wirkt heute der tief liegende Hauseingang. Ursprünglich hatte der Architekt geschickt die Niveauunterschiede der angrenzenden Häuser in die Planung miteinbezogen und unser Haus an der Südseite, heute Fröschenweid genannt, mit einem kleinen Hof versehen, der uns in mancher Hinsicht gute Dienste leistete und bei schönem Wetter unsere Sonnenstube war. Wozu der kleine Hof gedient hat, möchte ich Ihnen in diesem Artikel erzählen:

Noch vor Ostern, kaum dass die ersten warmen Frühlingstage angebrochen waren, stand der Hausputz auf dem Programm. Die männlichen Mitglieder der Familie schleppten die schweren Unter- und Obermatratzen und Teppiche in den Hof. Die Frauen trugen die Kissen, Federbetten und Wolldecken an die Sonne, und dann wurde geklopft und geschüttelt, dass der Winterstaub verflog. Mit einem Absud aus Eichenrinde bürstete Mutter die Teppiche so lange, bis die Farben neu und frisch erstrahlten. Mittags halfen alle mit, die Kissen, Decken und Matratzen zu drehen, damit Sonne und Luft auch die hinterste Ecke erreichen konnten. Mit einem sauberen Leintuch um den Besen geknüpft, rückte man den Spinnweben an der Zimmerdecke zu Leibe, das Parkett wurde gespänt und neu auf Hochglanz gewichst. Die sauberen

Vorfenster wurden auf den Estrich getragen und die frisch gewaschenen und gestärkten Vorhänge an die blank geputzten Scheiben gehängt. Mit letzter Kraft trugen wir abends das herrlich frisch duftende Bettzeug ins Haus, und todmüde sanken wir nach dem Abendessen in die frisch bezogenen, sonnenwarmen Betten. Noch heute steigt mir der Geruch von Möbelpolitur, Bodenwische, Seife und Wäschestärke in die Nase, wenn ich mich an unseren Hausputz erinnere.

Mitte Mai, wenn keine Nachtfröste mehr zu erwarten waren, erhielt unser Höfli das Sommerkleid. Geranienkistchen zierten die Mauereinfassung, der Hauswand entlang standen die Kübelpflanzen: links und rechts der Haustüre die Lorbeerbäumchen und am sonnigsten Platz der Oleander. Die Sommermonate hindurch avancierte der kleine Hof zum Kinderzimmer und verkehrssicheren Spielplatz für mich und meine Spielkameraden der Nachbarschaft. Hier hatten die Kleinen ihre abgeschirmte Ecke, den wilden und manchmal groben Buben der Umgebung gehörte der Klosterplatz und der Aarequai.

Die Mädchen brachten ihre Puppenwagen mit, und auf den kleinen Metakochherden kochten wir Tee und tranken ihn aus dem winzigen, emaillierten Puppengeschirr. Ein paar Gutzli dazu steuerte meine Mutter bei, die hie und da einen Kontrollblick aus dem Officefenster warf. Natürlich fehlte auch die Sandkiste nicht, ein Lieblingsspielzeug aller Kinder. Wassereimer, Sandsieb, Schaufel und Kuchenformen bestanden aus farbig lackiertem Blech und rosteten bei Regenwetter schnell, wenn sie draussen vergessen wurden. Nirgendwo sonst konnte man besser «hurriliguggern» als auf dem Zementboden unseres Höflis. Die roten, blauen, gelben und grünen Ringe des grossen Blechkreisels schmolzen ineinander, so schnell drehte er sich, und lösten sich erst wieder in einzelne

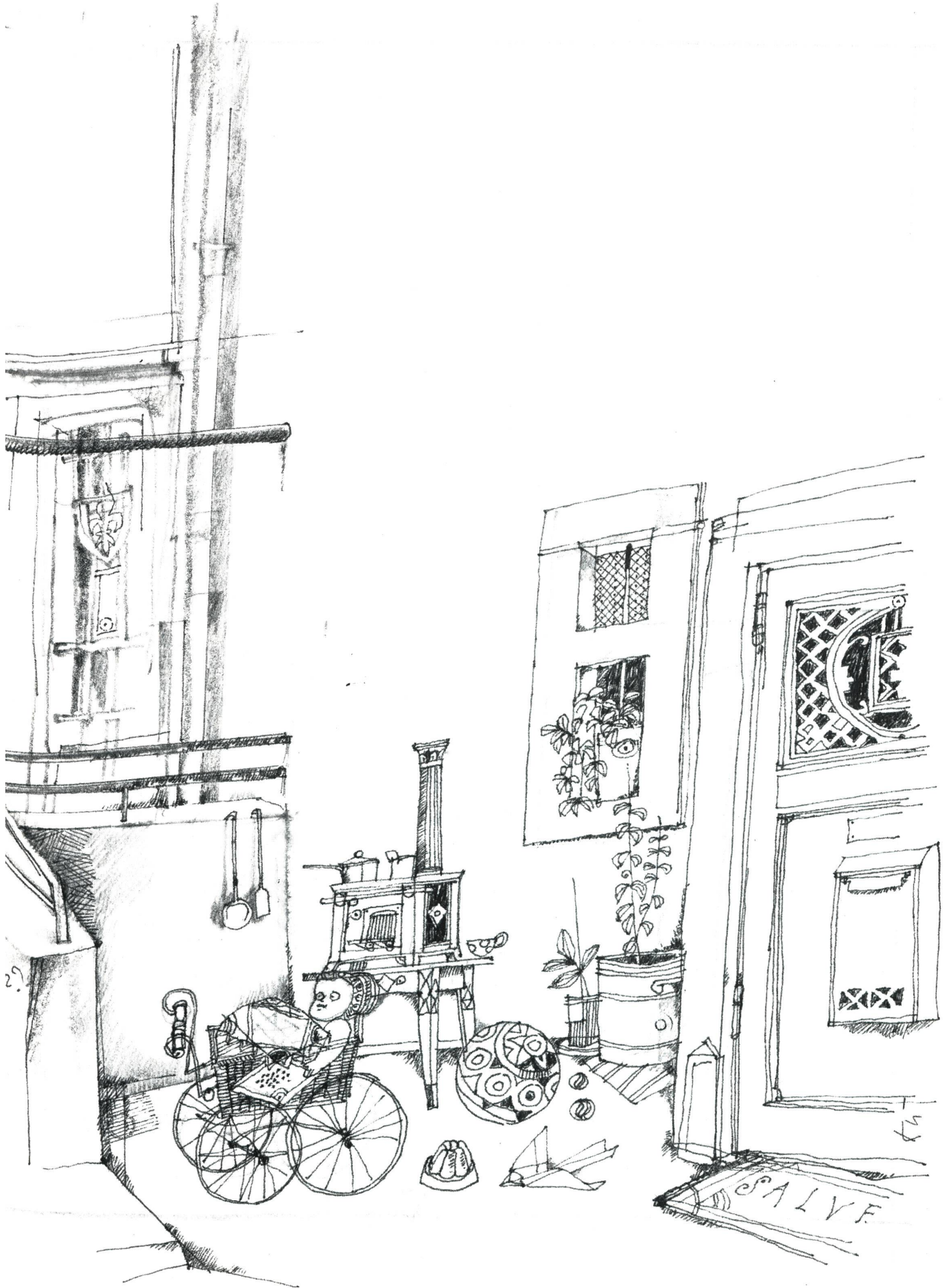
Bänder auf, wenn er torkelnd zum Stehen kam. Der ebene Boden eignete sich auch bestens zum Spielen mit den Marmeln.

An warmen Sommertagen stellte Papa uns den verzinkten Waschzuber ins Höfli und füllte ihn mit Wasser. Obenauf legte er ein paar leere grüne Weinflaschen, die die Sonnenwärme aufnahmen und in kurzer Zeit das Wasser so temperierten, dass wir darin baden und planschen konnten nach Herzenslust. Die Badetierchen aus Zelluloid, Ente, Goldfisch und Frosch, schwammen ebenfalls mit im Zuber. Die ersten, noch unsicheren Schritte mit den Rollschuhen versuchten wir in unserem Höfli. Zuerst der Hauswand entlang, dann, etwas standsicherer geworden, quer die paar Meter zwischen Wand und Einfassungsmauer und dann, schon mutiger geworden, längs durch den Hof.

Nicht nur wir genossen die Sommerfrische im Höfli, auch vis-à-vis von uns, neben der Stadtbibliothek, sassen die Blumenbinderinnen des Blumengeschäftes Vivell im Hof. Interessiert schauten wir zu, wie sie mit flinken Händen Lorbeerblätter andrahteten und auf Strohringen befestigten.

Im Nu entstanden die farbenprächtigsten Kränze und Blumengebinde. Im Frühjahr fertigten sie die schönsten Brautbouquets aus Maiglöckchen, Tulpen und Iris. Im Sommer dufteten die Rosen in allen Farben, und für das Schulfest leuchteten die Gebinde aus blauem Rittersporn und rosa Gladiolen schon am Abend, bereit für den Umzug am Sonntagmorgen.

Staunend sahen wir zu, wie die kräftigen Kutscher der Brauereigespanne die schweren Bierharassen in die Keller der zahlreichen Restaurants der Altstadt trugen. Regelmässig im Sommer fuhr auch der Eiswagen vor. Die meterlangen, milchig weissen Eisstangen auf den Schultern, stapften die Fuhrleute in den Keller, eine Tropfspur hinter sich herziehend. Mit grossen Augen beobachteten wir Alt-



stadtkinder, wie beim Rathskeller die Weinfässer mit dem Fass-Schlitten abgeladen wurden und langsam und sorgfältig zwischen den aufgeklappten hölzernen Kellerdeckeln in der Tiefe verschwanden.

Einmal im Jahr fegte Herr Grases von der Spanischen Weinhalle im schwarzen Küferschurz die Weinfässer aus, damit der neue Jahrgang eingefüllt werden konnte. Die rote, säuerlich riechende Brühe floss die Strasse herunter und versickerte im nächsten Dolenloch. Im Gebäude der Stadtbibliothek, links neben dem Eingang, befand sich das Depot des Roten Kreuzes. Da herrschte während der Kriegszeit ein emsiges Treiben. Braune Wolldecken mit dem roten Schweizer Kreuz wurden sortiert und abgezählt, Feldbetten und anderes Material bereitgestellt; kurz alles, was für die internierten Soldaten gebraucht wurde, verluden emsige Helfer des Samariterversins mit Rotkreuz-Armbinden auf Lastwagen. Viele prominente Oltnerinnen und Oltner, die nicht dienstpflichtig waren, arbeiteten hier ehrenamtlich unzählige Stunden für kranke und verwundete Soldaten, ohne nach deren Nationalität oder Religion zu fragen. Hier erhielten die neugierig herbeigeströmten Kinder der Nachbarschaft Anschauungsunterricht in praktizierter Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft. Wenn die schwere Doppeltüre wieder verschlossen wurde, diente sie den Buben als Fussballtor. Stundenlang knallte der Ball gegen die Holztüre, bis ein, heute würde man sagen «gestresster», Nachbar dem Lärm Einhalt gebot.

Hochbetrieb herrschte in unserem Höfli an Waschtagen. In aller Herrgottsfrühe machte sich unsere Waschfrau, Frau Diefenbacher, mit umgebundenem Kopftuch und Gummistiefeln an den Füßen in der Waschküche an die Arbeit. Die am Vorabend eingeweichte Wäsche schrubbte sie am geriffelten Waschbrett mit Kernseife und legte sie dann

in den holzbeheizten Waschzuber aus Kupfer, brühte sie mit kochendem Wasser und spülte die gebläute Weisswäsche mit kaltem Wasser so lange, bis das Spülwasser klar blieb. Anschliessend hob sie Stück für Stück mit einem paddelförmigen Holz aus dem Trog und legte es in die Auswinde, die mit Wasser angetrieben wurde. Gebremst wurde die Auswinde von Hand. Man drehte zuerst den Wasserhahn zu, legte ein dickes Tuch unter die Hände und fasste fest den rotierenden Rand, bis die Trommel stillstand. Schon kurz nach dem Frühstück war die erste Kochwäsche bereit zum Aufhängen. Im Höfli spannte Papa das Wäscheseil aus Hanf zwischen die Mauerhaken und zog es so straff wie möglich an. Ich durfte meiner Mutter die Wäscheklammern reichen und die gabelförmigen Holzstecken holen, mit der die Seile unterstellt wurden, damit die Leintücher nicht den Boden berührten. Den ganzen Tag hindurch waren Mutter und ich beschäftigt mit Aufhängen und Abnehmen der Wäsche, die, sorgfältig zusammengefaltet, in den Wäschekorb gelegt wurde. Man achtete darauf, die Wäsche wenn möglich bügelfeucht abzunehmen. Das ersparte das zeitraubende Einspritzen und Aufrollen. Eine junge Hausfrau kann sich kaum vorstellen, wie unglaublich mühsam so ein Waschtage war. Bei uns kam ja noch die gesamte Berufswäsche zur privaten dazu. Da türmten sich Tischtücher, Küchentücher, Gläser- und Geschirrtücher, Papas weisse Konditorblusen und Leinenschürzen, Berge von Servietten, nicht zu reden von den Paradekissen mit Richelieustickereien und Oberleintüchern mit Handajours und dicken Monogrammen, die man stärkte und von der linken Seite auf einem Molton bügelte, damit die Stickereien schön plastisch hervortraten. Stundenlang stand unsere Köchin am Nachmittag am Bügelbrett, die Beine schwer vom Stehen und der rechte Arm schmerzhaft vom Heben des

schweren Bügeleisens. Mutter verbrachte die Abende an der Nähmaschine, setzte dünn gewordene Unterleintücher neu zusammen, stopfte und flickte, nähte abgerissene Knöpfe an und besserte ausgefranste Säume aus, während Grossmama neue Vorfüsse an durchlöchernte Socken und Strümpfe strickte oder Maschen hob an teuren und leider nicht sehr dauerhaften Seidenstrümpfen. Was beim besten Willen nicht mehr zu flicken war, riss man entzwei und machte Putzlappen daraus.

Zwei Generationen lang stand unsere treue Waschfrau, Frau Diefenbacher, in der dampfgefüllten Waschküche, arbeitete mit gebeugtem Rücken, die Hände von der heissen Seifenlauge aufgequollen und zerfressen. Nie habe ich auch nur ein einziges Wort der Klage von ihr gehört, im Gegenteil, immer freundlich verrichtete sie die harte Arbeit, nahm Anteil am Schicksal unserer Familie, teilte Freud und Leid. Ich frage mich manchmal heute noch, wie diese einfache Frau es schaffte, ihr hartes Los anzunehmen und ihrer grossen Familie mit mehreren Kindern zusätzlich eine gute Mutter zu sein. Sie war eine tiefgläubige Katholikin und überzeugt, dereinst im Himmel entschädigt zu werden für ihr mühseliges Erdendasein. Mehrmals pilgerte sie nach Rom, reiste auf harten Drittklassbänken und betete für uns, die wir etwas beige-steuert hatten an diese Reise, auf den Knien den Rosenkranz und schloss uns so in ihr Gebet ein. Ich hoffe von ganzem Herzen, dass diese Frau, sollte es eine Auferstehung geben, den Platz zu Füßen des Herrn einnehmen wird, wie sie es sich zu Lebzeiten so sehr gewünscht hat. Sie würde es verdienen. Sie hätte sich wohl kaum vorstellen können, dass unser Höfli einst überflüssig werden konnte, dass eine Maschine ihre Arbeit übernehmen würde und Waschen und Bügeln einst im Handumdrehen erledigt würden.